

Zugegeben, wir am Linzer O.K Centrum für Gegenwartskunst sind nicht die Ersten und nicht die Einzigen, die sich mit dem Thema Stadtraum befassen. Auf diesem virulenten Feld bündeln sich mehrere Debatten und Entwicklungen, die heutige Lebensbedingungen nachhaltig betreffen. Die Stadt ist Austragungsort für einen tief greifenden Umbau ökonomischer und sozialer Verhältnisse: Die Durchsetzung wirtschaftlicher Interessen im Verbund mit der als nicht (mehr) hinterfragbar durchgesetzten Sparmaxime der öffentlichen Verwaltungen ergibt bekanntlich die rapide Reduktion nicht-regulierter öffentlicher Zonen, von Einzelhandel und Kleingewerbe. Kontrollmethoden und Überwachungssysteme werden verfeinert und ausgebaut, sowohl im Dienst optimierter Warenumsätze wie eines zunehmend paranoiden Sicherheitsdenkens.

Linz, eine österreichische Mittelstadt mit knapp 200.000 EinwohnerInnen, gibt einen anschaulichen Modellfall. Seit der Herrschaft der Nationalsozialisten bis in die 1980er Jahre von der Stahlindustrie geprägt, setzt die Stadt nun im City Branding auf Jugend, Zukunft, Kultur und neue Medien. Die grossen aktuellen Bauprojekte sind Shopping Malls, Kulturbauten und Bürozentren. „Linz lebt auf“, so lautet der offizielle City Slogan. Was war vorher? Aus welcher Totenstarre erhebt sich die Stadt?

Die Geschichte hat Linz den Ruf als „Führers Lieblingsstadt“ aufgebürdet. Dieses Erbe existiert in der Selbstdarstellung der Stadt nicht. Wo, fragen mich gelegentlich BesucherInnen, kann man etwas über die Ära des Nationalsozialismus in Linz erfahren? Nun, im Stadtraum, in den öffentlichen Einrichtungen jedenfalls nicht.

Auch davon wollten wir in der Ausstellung sprechen: von Verfügungsgewalt über öffentliche Themen, von Bestimmungsmacht über die Identität einer Stadt. Wer darf Zeichen setzen, die Identifikation heraus fordern? Wer bestimmt, was gedenk-würdig ist?

Der französisch-polyglotte – also mit dem Wort, das bei so genannter „Einmischung“ in lokale oder nationale Themen unvermeidlich zum Einsatz kommt: der „ausländische“ – Künstler Michael Blum sticht ins Herz der Linzer Finsternis. Als Auslöser für sein Projekt gibt er seine Absicht bekannt, in Linz ein Mahnmal für ein historisches Ereignis zu errichten.

Das betreffende Ereignis: Im Schuljahr 1903/04 besuchten Ludwig Wittgenstein und Adolf Hitler in Linz die selbe Realschule, nicht aber die selbe Klasse. Das ist es. Keine persönliche Begegnung der beiden Teenager ist dokumentiert, von keinem der beiden ist eine explizite Erinnerung an den anderen überliefert. Nichts desto trotz hat dieser zumindest denkwürdige Zufall einen veritablen Historikerstreit ausgelöst: durch das Buch des australischen Autors Kimberley Cornish, *The Jew Of Linz. Wittgenstein, Hitler and their secret battle for the mind*, erschienen 1998 in London und sehr bald in deutscher Übersetzung. Cornish stellt die Behauptung auf, die persönliche Begegnung zwischen den beiden Halbwüchsigen sei der Auslöser von Hitlers Judenhass und damit für den Holocaust gewesen. Gegen eine solche Kausalitätskette ist vor allem Anderen einzuwenden, dass sie den Holocaust auf individuelle Befindlichkeit zurück führt und vollkommen von historischen, politischen, ideologischen und sozialen Entwicklungen dekontextualisiert.

Blum kapert Cornishs These vom Zusammentreffen der beiden Jungen, und er investiert in diese Spekulation das Risikokapital seiner künstlerischen Unternehmung. Er nennt den

Moment "Die Geburt des 20. Jahrhunderts".

"Wie stellen Sie sich das Mahnmal der Geburt des 20. Jahrhunderts vor?", fragte er vorab in einem Brief an weltweit etwa 400 AdressatInnen in Linz, in Österreich und international, darunter PolitikerInnen, WissenschaftlerInnen und KünstlerInnen, und bat sie um Vorschläge für das vorgesehene Objekt.

Von Robert Fillious Konzept, Kriegsdenkmäler zwischen Städten ehemals gegnerischer Nationen auszutauschen (Commemor, 1970, nicht realisiert), bis zu Jochen Gerz und Esther Shalev-Gerz' langsam im Boden versinkendem Harburger Mahnmal gegen Faschismus (1986-1993) hat das Genre des Denkmals KünstlerInnen immer wieder die Möglichkeit eröffnet, die politische Hegemonie über Themen und Formen kollektiver Erinnerung heraus zu fordern. Michael Blums Mahnmal steht in dieser Tradition. Im Linzer Stadtraum errichtet wird es allerdings nie. Es ist eine Kommunikationsskulptur, ihr Werkstoff die Korrespondenz, die Blums Vorstoss ausgelöst hat – Abwehr, Anzweifelung, Authentizitätsfragen, Absagen, aber auch grundlegende Überlegungen zur Erinnerungskultur. Ihre Form ist die Ausstellung, später eine Publikation. Hat nicht genau das gefehlt, dieser Beitrag zum Gedenkdiskurs? Ein Mahnmal für den Umgang mit Geschichte.